

1.

Frau Helene Danro war eine sehr schöne Frau. Sie wußte es auch ganz genau und ihr Spiegel sagte es ihr oft genug tagsüber. Ein bißchen lödlich, ja das war sie wohl; aber mein Gott, daraus ist ihr doch kein Vorwurf zu machen, sie konnte sich doch eben leisten. Frau Helene hatte doch wenigstens eine genügende Entschuldigung für ihre Toiletterei, und die bestand in ihrer Schönheit.

Gesicht, Augen, Mund, Leint, Alles war bezaubernd! Aber das Schönste an Frau Helene waren doch ihre Haare! Selbstredend waren sie lang; es hätte nicht viel gefehlt und das niedliche Köpfchen hätte die Last nicht zu tragen vermocht. Die Länge und Fülle allein machte aber nicht den großen Reiz aus, derselbe bestand in der Farbe. Eine Farbe, die sein Maler wiedergeben vermochte, die keine Kunst hervorzubringen vermochte. Das moderne, durch Bleichmittel und sonstige Mittel erzielte, so beliebte „Blond“ erschien daneben wie Talmi gegen Gold! Frau Helene's Haare funkelten wie eitel Sonnenstrahlen mit bronzenfarbenen Reflexen und umgaben ihr Köpfchen wie mit einem Lichtkreis. Wie flüßiges Metall war es anzusehen, und die Jungfer, die solche Pracht zu pflegen hatte und anrühren durfte, war wahrlich zu beneiden, und Weiber gab es auch in nicht geringer Anzahl.

2.

Zur Schaar dieser Reider gehörte ein entfernter Verwandter des verstorbenen Herrn Danro, Karl Gurli, der unrettbar in die goldenen Wellen verfunken war, das heißt, die junge Frau lebensfähig liebte. Vielleicht war es nur dem Geiz zufolge, daß die Gegenliebe sich anziehen, geschah, denn der Kopf von Karl Gurli war bei jedem Haarschmudd und gleich zum Verwechseln einer polierten, doch der Zeit leicht gelblich gefärbten Billardkugel.

Trotz dieses Fehlers war Karl Gurli gar kein so böser Freier für die hübsche Frau Danro. Er war ein guter, braver Mensch und besaß ein großes Vermögen. Welcher dieser beiden Faktoren war für Frau Danro maßgebend gewesen? Es ist vielleicht besser, die Sache nicht nachzuspüren, weibliche Herzen sind schwer zu erröthen.

Jedenfalls steht so viel fest, daß im ganzen Bekanntenkreis diese Heirat der Weiden, wenn auch noch nicht definitiv beschlossene, doch als offentliches Geheimnis angesehen wurde. Alle hatten Frau Danro zugeredet. Mit 27 Jahren konnte sie doch nicht Witwe bleiben, nachdem die fünfjährige Ehe, durch den großen Altersunterschied, der zwischen den Gatten bestanden, nicht gerade zu der glücklichen Geburt hatte. Frau Helene's Trauer hatte die ersten Krepsschleier nicht überdauert, und... wie wenig haltbar Krepd ist, wissen ja Verkäufer und Käufer! Sie war durchaus nicht in guten Vermögensverhältnissen zurückgeblieben, denn der alternde Mann hatte der jungen Frau nur den Pflichten hinterlassen und seinen Verwandten Karl Gurli zum Haupterben eingesezt; freilich, wenn er hätte ahnen können, was sich nach seinem Tode begeben sollte, so würde er wohl anders testirt haben!

Eine Heirat zwischen den Weiden entsprach somit nicht nur allen klugen Erwägungen, sondern auch dem brennenden Wunsch Karl's, der die Sache am liebsten schon als „fait accompli“ gesehen hätte; doch darin war Frau Danro anderer Meinung. Sie wollte erst einige Jahre der Freiheit genießen; nachdem sie die Eheheften los, wünschte sie sich nicht sofort neue anzulegen.

Karl Gurli spielte also die Rolle des „Zulässigen“ und die Rolle war ihm wenig bequem und beunruhigte ihn sogar, denn tagtäglich vermochte er so konstataren, daß die Zahl der seine hübsche Routine umscharmenden Freier zunahm, während leider, ach leider der Haare auf seinem Haupte nicht mehr wurden!

3.

Dieser moderne Karl der Kahle hatte aber nicht die Absicht wie sein königlicher Namensvetter, sein Besitzthum aufzugeben. Er umgab seine schöne Cousine mit einer unauffälligen, aber symmetrischen Wachsamkeit. Wenn es ihm nicht verging ihm, wie sie auf ihren Ausgängen zu begleiten, so mußte er es mit einer Diplomatie, die er für höchst raffiniert hielt, einzurichten, daß Frau Helene ihm des Abends bei seinem regelmäßigen Besuch Alles berichten mußte: wo sie gewesen, wen sie gesehen, was ihr gesagt wurde, was ihre Antworten gewesen; kurz jede Kleinigkeit mußte er geschickt herauszuloden. Frau Helene war in ihren Erzählungen so offen und freimüthig, hand so bereitwillig Rede und Antwort, daß der besorgte Freier meistens vollständig beruhigt heimging. Das ist doch gewiß ein Beweis, daß Karl alle guten Eigenschaften zu einem Ehemanne, blindes Vertrauen einbezogen, b'sagt, denn... Frau Helene sagte ihm nur, was sie eben wollte!

So kam es auch, daß sie ihm eines Abends nicht erzählt, daß sie im Laufe des Tages ein Abenteuer erlebt hatte. Als sie in der Witaftunde zwischen all' der lustwandelnden Menge ihre Schönheit und prächtigen Haare spazieren führte; war ihr ein Herr entgegengekommen, der plötzlich, wie hypnotisiert

durch einen unerwarteten Anblick, vor ihr stehen geblieben war. Die schöne Helene war zu sehr an Bewunderung gewöhnt, um nicht gleich zu bemerken, daß die Blide des Unbekannten ein grenzenloses Entzücken ausdrückte, größer und bereiter sogar, als sie dem gewöhnlich begegnete.

Sie ging weiter; aber nach einigen Schritten, als sie sich — jedenfalls durch einen Zufall — umgesehen hatte, konnte sie feststellen, daß der Herr kehrt gemacht hatte und ihr folgte.

Wirklich unerschäm! dachte sie im ersten Augenblicke. Aber da der „Unerschämte“ sich darauf beschränkte, von Weitem, immer mit demselben Entzücken, ihre sonnlicht-goldenen Haare zu betrachten, sagte sie sich, daß die Partee ja schließlich Allgemeinung wären, und daß man einem freien Bürger doch nicht verwehren kann, zu bewundern, was eben bewundernswürdig ist.

Die Reflexionen hatten sie ein wenig beruhigt. Sie ging weiter, und als sie auf dem Heimweg den großen Platz überschreiten wollte, zwang sie der Wagenverkehr — weiter war es nichts — sich abermals umzusehen. Da bemerkte sie denn, daß der fremde Herr immer noch ungefähr 20 Schritte hinter ihr war und durch ihr Goldhaar wie durch einen Magnet gefesselt schien.

Diesmal fand sie ihn schon weniger unerschäm und dachte, daß er jedenfalls ausgeprochenen Schönheitsfium besitzen müsse.

An der Brücke angelangt, sah sie den Herrn nicht mehr. Ihre Augenbrauen zogen sich leicht zusammen. Sie leuchtete leise auf und lehrte eigentlich verstimmt heim; gegen den armen Vetter war sie entschieden unfreundlich und verabschiedete ihn an diesem Abend sehr früh.

Als sie allein, setzte sie sich an's Klavier. Merkwürdige Vneinanderbindung! Unwillkürlich gaben ihre Finger die Melodie aus „Margarethe“:

„Ich gab' was d'rum, wenn ich nur wußt'...“

„Wer heut' der Herr gewesen ist...“

„Und ist aus einem edlen Haus...“

„Ja! der Unbekannte sah gut aus; vielleicht hätte man sagen können zu gut. Seine sehr sorgfältige Toilette war nicht ganz tabellos, was den Gesichtsmal anbelangte! Die großkarrierten Beinkleider erinnerten zu sehr an Konfektion. Die schottische Krabatte, in welcher ein Brillant steckte, der zu groß war, um echt zu sein, war nicht gerade sehr disinguir.

Sein Hut war aufgerichtet, als wenn er gefährdet hätte, durch feineres Aufdrücken die Haare in Unordnung zu bringen; der Schnurrbart war sehr unternehmend, fast zu gerade in die Höhe gestrichen.

Aber wie man sich wohl denken kann, hatte Frau Helene ihren treuen Bewunderer in der kurzen Spanne Zeit nicht so gründlich mußern können... Sie hatte nur die Augen mit ihrer stumm und doch so berebten Sprache gesehen. Das war genug, um ihr eine sehr angenehme Erinnerung zu hinterlassen.

„Ach was... gar nicht daran zu denken!...“

So seufzte sie am andern Tage. Nachdem sie diesen tugendhaften Entschluß gefaßt hatte, setzte sie ihr Hüßchen auf und ging zur selben Stunde den selben Weg, den sie gestern genommen, und warum soll man denn auch nicht zwei Tage hintereinander denselben Spaziergang machen? Das ist doch nicht verboten!

Der Unbekannte hielt es jedenfalls nicht für verboten. Genau an derselben Stelle, wie am Tage zuvor, bemerkte ihn Frau Danro, während sie selbstverständlich so that, als wenn sie ihn nicht bemerkte. Dieselben kleinen Vorgänge spielten sich ab: Der unbekannte Herr ging vorüber, machte kehrt und folgte der schönen Witwe, nur die Entfernung war heute ein wenig kleiner, vielleicht zehn Schritte. Wie am Tage vorher war er dann bei der Brücke wieder verschwunden.

Helene lehrte eigentümlich erregt heim. Wie würde das enden?

Am dritten Tage, nachdem Karl zwei Abende recht ungnädig behandelt wurde, war er so seßhaft zur Zeit des Spazierganges, daß Frau Danro nicht anders konnte, als seine Begleitung anzunehmen.

Und mein Gott! in dem Moment, als man um die Strakenede bog, fanden Helene und ihr Begleiter sich dem Unbekannten gegenüber, der gerade von seinem Freier kam. Frau Danro stieg die Höhe ins Gesicht und ein Zittern überließ sie. Der Unbekannte verriet durch nichts seine jedenfalls höchst angenehme Ueberaschung bei Helene's Anblick, aber er schritt hinter dem Paare her. Er schien nicht mal beiläufig berührt durch die Entdeckung — was doch ganz gut möglich gewesen wäre, — daß zu der hübschen Spaziergängerin ein Mann gehörte, der das Recht hatte, sie zu begleiten. Er folgte ohne sichtbare Erregung dem Paare, und die ganze Zeit waren seine Augen wie gebannt auf die schimmernden Haare Helene's gerichtet.

„Wahrhaftig, er ist sehr comme il faut,“ dachte Helene, „und wie gut er aussieht.“

Der wohlzogene Herr folgte dem Paare bis vor Helene's Haustür.

Wenige Minuten später konnte Helene, hinter der Gardine blickend, beobachten, daß er aus ihrem Hause herauskam... er hatte die Portiersfrau ausgefragt... Frau Danro fand an dem Abend, der diesem Spaziergang folgte, den armen Karl wirklich unaußersächlich.

5.

Mit Herzlopfen wartete sie voller Spannung auf die Morgenpost, und unzählige Male mußte die Jungfer nachsehen, ob Briefe im Kasten seien. Doch ach! Die Morgenpost brachte nichts und ebenso wenig kam im Laufe des Tages ein Brief. Frau Danro war sehr nervös, und betäubend ist es, eingesehen zu müssen, daß sie während dieses Tages sehr wenig an ihre eventuelle Heirat mit Karl Gurli dachte.

Endlich, mit der Abendpost, kam ein Brief. Ein Unbekannter überkam Helene, als sie denselben mit zitternder Hand ergriff. Die Schrift war fest und sicher und verriet absolut keine Gemüthsbeugung. Die Adresse lautete recht hüßlich: „Frau verwitwete Helene Danro.“ Das graue Gouberd von laumännlichem Format hatte durchaus nichts poetisch Verliebtes, und doch entzündete ihm ein Duft, der ein Gemisch von Heliotrop, Veilchen, weitem Flieder, kurz, einen ganzen Parfümerieladen bildete. Man konnte wahrhaftig Migräne davon bekommen.

Auf einem großen Doppelbogen las Helene, starr vor Staunen:

Paris, den...

A. Schneide, Haarkünstler. Spezialist für das Färben der Haare. Erfinder der vorzüglichen, stets erfolgreicheren Pomade gegen Haarausfall. An Frau verwitwete Helene Danro. Gnädige Frau, durch einen glücklichen Zufall habe ich den Vorzug gehabt, Ihnen drei Mal zu begegnen und erlaube mir in Folge dessen, mich Ihnen brieflich vorzustellen und damit gleichzeitig um Entschuldigung zu bitten. Ihnen jedesmal gefolgt zu sein.

Gnädige Frau, stets auf Verbesserung meines, ich kann wohl sagen, mit Recht rühmlich bekannten Hauses bedacht, gefalte ich mir, von Ihnen eine große Günst zu erbitten. Dieselbe besteht darin, mir das kostnehmige Mittel anzugeben, durch welches Ihre Haare eine so wunderbare Farbe erhalten, denn trotz aller meiner, durch verschiedene Medaillen belohnten Bestrebungen habe ich Derartiges noch nie gesehen oder erzielen können. Wenn Sie mir gütigst darüber eine Mitteilung machen wollen, so bin ich gern bereit, Ihnen das kostbare Haarfarbmittel von jetzt ab, so lange Sie es wünschen, zu dem Engrospreis, ohne jeden Vortheil für mich, zu liefern.

Gleichzeitig benutze ich die Gelegenheit, um Ihnen anzugeben, daß ich zu den zivilsten Preisen alle Parfümerien und Toilette-Essenzen, sowie die berühmte Schneide'sche Pomade gegen den Ausfall der Haare liefern und falls dies Weiden in Ihrer Familie irgendwo vorhanden sein sollte, so erlaube ich, mir Ihr volles Vertrauen zu schenken.

Indem ich der Erfüllung meiner Bitte und Ihren geschätzten Aufträgen entgegensehe, verbleibe ich, gnädige Frau, in vorzüglichster Hochachtung A. Schneide, Haarkünstler.

6.

In Helene waltete für einen Augenblick der Zorn auf und gleichzeitig ein Gefühl der Beschämung über die ganze Sache. Aber sie hatte einen glücklichen Charakter, und zum guten Ende lagte sie über die Geschichte. Als Karl kam, wurde er sehr fröhlich empfangen, und Frau Helene gefand alles vollständig ein, und um ihn für die beiden Leidenstage zu entschädigen, setzte sie den Termin der Hochzeit fest, die denn auch vor Kurzem gefeiert worden ist.

Karl ist ein treuer Kunde von Herrn Schneide geworden; schon aus Dankbarkeit gegen den unbewußten Liebesdenker lang erhassten Glückes hätte er es werden müssen! Der Gatte Helene's ist schon bei dem ersten Tof der Schneide'schen Pomade, und kürzlich hat er zu seiner großen Freude einen leichten, ganz leichten Fraum auf seinem lahlen Schadel entdeckt. Er hat dem Haarkünstler erlaubt, den überraschenden Erfolg seiner Kur bekannt zu machen, um dadurch eine Medaille bei der Ausstellung im Jahre 1900 zu erlangen.

Die schöne Klientin.

Von L. Wilhelm.

Zwei Freunde saßen gemüthlich rauchend in einem Hause der R... Straße in M... Sie hatten sich lange Zeit nicht gesehen; Heinrich Schreiner hatte eine größere Reise gemacht und Doktor Guido Sturm hatte sich in der Zwischenzeit als Rechtsanwalt niedergelassen und wartete auf die Klienten, die nicht kommen wollten.

„So“, sagte Heinrich, nachdem er seine Erlebnisse erzählt, „nun weißt Du Alles von mir; jezt laß auch etwas von Dir hören.“

„Du lieber Gott, da ist nicht viel zu berichten; denn wie Du mich hier siehst, war ich noch immer auf Klienten, ein Schicksal, das übrigens fast allen jungen Anwälten beschieden ist.“

„Du müßt eben Geduld haben, mein Junge. Eines schönen Tages wird der berühmte erste Klient schon anrücken und Dir die Möglichkeit geben, dein Talent zu zeigen, und dann bist Du ja mit dem Dästen durch.“

Einige Augenblicke blieb Guido stumm; er steckte die Hände in die

Taschen, warf einen Blick auf seinen Freund und schien gegen eine heftige Laclust anzulämpfen. Dieses Bemühen aber war vergebens, und schon eine Stunde später brach der junge Rechtsanwalt in brüllendes Gelächter aus.

„Ich kann mir nicht helfen, alter Junge“, rief Guido lustig; „aber dieser berühmte „erste Klient“, von dem Du sprichst, ist schon gekommen und feinestwegen habe ich auch eben, so herzlich gelacht. Die Sache hängt mit einer Geschichte zusammen, und da ich Deine Neugier erregt habe, so muß ich sie auch befriedigen, obwohl ich eigentlich die Absicht gehabt hatte, nie über eine Angelegenheit zu sprechen, in der ich keine glänzende Rolle spielte. Aber ich weiß, ich kann mich auf Dich verlassen, mein Junge; also höre!“

„Ich habe, wie bereits bemerkt, meinen ersten Klienten schon gehabt. Dieses seltene Individuum erschien, kurz nachdem ich diese Räume bezogen hatte. Du weißt, alter Junge, ich war stets ein Freund der Damen, von meiner Jugend an bis jezt — oder richtiger gesagt, bis zu der Zeit, von der ich Dir erzählen will. Also ich laß hier an meinem Schreibtisch und war in das bürgerliche Gesekbuch vertieft, als es leise an die Thüre klopfte. Ich sprang auf, um zu öffnen, und das Herz schlug mir heftig. Vor meinen Blicken erschien eine große, elegant gekleidete Dame, die nicht mehr ganz jung, aber auch durchaus noch nicht alt und noch immer sehr schön war. Kaum wußte ich, was ich that, so erkannt war ich. Ich ersuchte sie, näher zu treten und Platz zu nehmen, was sie auch mit großer Bereitwilligkeit that.“

„Ich habe doch die Ehre mit dem Herrn Rechtsanwalt selbst zu sprechen?“ fragte sie mit melodischer Stimme. „Ich verneigte mich. „Ich bin von einem ihrer Freunde, Herrn Brintmann, an Sie gewiesen worden.“

Sie zögerte und ich stotterte etwas von hoher Ehre, während ich mich fragte, wie Brintmann dazu käme, jemand zu mir zu jenden.

„Ich komme in einer delikaten Angelegenheit zu Ihnen. Ich bin verheiratet, besitze aber Privatvermögen. Es ist mir doch gestattet, darüber persönlich zu verfügen? Ich meine, ich habe doch das Recht, ein Testament zu machen, nicht wahr?“

„Gewiß, gnädige Frau, zweifellos,“ versetzte ich. „Und zwar ohne Kenntnis oder Zustimmung meines Gatten, nicht wahr?“ fragte sie weiter.

„Gewiß“, erwiderte ich, „wenn das Vermögen Ihnen gehört, so hat Ihr Gatte nichts dreinzureden. Sie können allein darüber bestimmen.“

Sie stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus und sah mich mit ihren blauen Augen an.

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor; ich danke Ihnen! Sie wissen nicht, welche Last Sie mir durch Ihre Worte vom Herzen nehmen. Könnten Sie mir vielleicht gleich einen Testamentsentwurf aufsetzen? Ich würde darauf warten.“

Ich versicherte sie, daß das gleich geschehen könnte, und machte mich sofort ans Werk. Sie nahm mir gegenüber Platz, und ich bemerkte, wie sie während ich schrieb, ihre blauen Augen auf mir ruhen ließ.

„Ich habe mir meine Wünsche aufgeschrieben, die Sie in das Dokument aufnehmen haben“, sagte sie, während sie die Börse öffnete.

Doch sie suchte vergeblich nach dem Zettel, sie hatte vergessen, ihn mitzubringen. Ich bemerkte, wie sie nervös wurde und zu zittern anfang, als alles Sudden nach dem Blatt reifaktlos verließ.

„Was soll ich nur thun?“ rief sie verzweifelt. „Ich bin in der Stadt fremd, Herr Rechtsanwalt, und muß in wenigen Stunden abreisen. Ich habe gewichtige Gründe, daß die Angelegenheit vorher erledigt wird; denn ich hätte sonst keine Aussicht...“

Sie hielt inne und eine heftige Röthe überflog ihr Gesicht, während sie mich anblidete.

Wie konnte ich nur helfen, diesem unglücklichen Opfer eblicher Tyrannei? Möglich kam mir ein Gedanke, und ich sagte:

„Gnädige Frau, wäre es Ihnen angenehm, wenn ich Sie in Ihr Hotel begleite, um die Notizen dort einzuschreiben?“

Sie sprang auf und ergriff meine Hand, während ein Lächeln durch ihre Thränen brach.

„Oh, Herr Doktor,“ rief sie, „wollen Sie das wirklich thun? Das wäre wahrhaftig zu liebendwürdig!“

Ich nickte also, wie Du Dir wohl denken kannst, das Dokument zu mir, setzte meinen Hut auf und begleitete meine schöne Klientin ins Hotel.

Bevor wir aber aufbrachen, fragte sie mich nach der Höhe meines Honorars, und ich war dumm genug, bei dieser Frage in Verlegenheit zu gerathen. Diese Bemerkung erschien mir in ihrem Munde so gewöhnlich, doch sie verlangte eine Antwort, und ich nannte ihr schließlich meine Forderung.

„Ich“, sagte sie, „ich habe nur einen Taufendmarktschein bei mir. Was ist das zu thun, Herr Doktor? Ich kann Ihre Dienste doch nicht umsonst annehmen, und doch sind Sie mir gerade jezt so bringend nötig.“

„Glücklicherweise hatte ich einige blaue Scheine und etwas Gold im Bureau, so daß es mir möglich war, den Schein zu wechseln.“

Als wir das Hotel erreicht hatten, führte mich die Dame in ein kleines Zimmer und stellte Feder und Tinte auf den Tisch, dann ging sie ins Nebenzimmer, um den bewachten Zettel zu holen, den sie auch nach längerem Suchen fand.

Sie stellte mir einen Stuhl hin und nahm selbst mir gegenüber Platz. Ich begann zu schreiben und hatte meine Arbeit fast beendet, als ich hörte, wie die Thür hinter mir geöffnet wurde. Bevor ich mich noch umdrehen oder ein Wort aussprechen konnte, wurde mir eine dicke Decke über Kopf und Schultern geworfen, so daß meine Arme gelähmt waren und ich keinen Laut ausstößen konnte.

„Verhalten Sie sich jezt nur einen Augenblick still, mein lieber Freund“, sagte eine Männerstimme. „Verhalten Sie sich ruhig, sage ich Ihnen, dann thue ich Ihnen nichts. Sie wollen nicht? Dann muß ich Sie festhalten, lieber Freund. So, Marie, lüch dem Herrn jezt schnell die Taschen nach. Sie haben ja wohl einen Taufendmarktschein bei sich? Hast Du ihn, Marie?“

Kasend vor Wuth und mich in ohnmächtigen Zorn sträubend, während die Finger des Mannes mich wie in einen Schraubstock preßten, erkannte ich die Wahrheit, und meine Stimmung wurde nicht gerade heiterer, als es mir klar wurde, daß ich mich von der schönen Klientin hatte täuschen lassen, deren weisse, feine Finger jezt in meiner Brieftasche wühlten.

Noch einen Augenblick — dann hörte ich, wie ein Wagen über das Pflaster rollte.

Run rief ich und zerrie an dem Sade, bis ich mich endlich aus der lächerlichen Situation befreite, die ich um keinen Preis jemand hätte gesehen mögen; dann stürzte ich die Treppe hinunter und eilte in mein Bureau.

Als ich Nachforschungen anstellte, erfuhr ich, daß die Dame und der Herr am vorigen Tage im Hotel angekommen und sich als Herr und Frau Blumner aus Frankfurt a. M. ins Fremdenbuch eingetragen hatten. Sie hatten kurz vor meinem Erscheinen ihre Rechnung bezahlt und sich gleich darauf entfernt, Niemand wußte, wohin.

ien; das Kind, das man an seiner Stelle untergeschoben hatte, war ein gewisser Tardif. Vorsichtiger Weise hätte man einen Taufsummen für diese Rolle gewählt. Da indessen seine Stummheit, die in einem starken Kontrast zu der Lebhaftigkeit des echten Dauphin stand, auf die Dauer sehr auffällig werden mußte, so ersetzte man Tardif durch ein zweites Kind, dessen Mutter Veninger hieß. Es war dies ein armes, strophuloses Kind, das am 8. Juni 1795 starb. Gerade dieser Tod des untergeschobenen Dauphin ermöglichte es aber, den wirklichen, der noch immer in der vierten Etage versteckt gehalten wurde, aus dem Gefängnis fortzuschaffen. Der Leichnam des kleinen Veninger war in dem noch geöffneten Sarge im Erdgeschoß aufgestellt worden. Zu der Zeit, da er fortgebracht werden sollte, hob man die Leiche aber heraus und legte den Dauphin, der durch eine Arznei in einen tiefen Schlaf versetzt worden war, an seine Stelle. Der Sarg wurde dann geschlossen und zu dem Friedhof Sainte-Marquette gebracht, wo er beerdigt werden sollte. Während der Fahrt wurde der Dauphin durch einen Mann, der sich in dem Wagenkasten versteckt hatte, aus dem Sarge befreit und der leere Sarg mit Gewichten beschwert. Nach dem Begräbniß fuhrte derselbe Wagen den Mann und das Kind zu einem Hause in der Rue de Seine, wo sie bei der Witwe eines der am 10. August gebliebenen Schweizer Unterthun fanden. Das ganze Mandat, das eben nur nach außen den Schein wahren konnte, ging von Paris aus, für den der Dauphin ein werthvoller Geißel werden sollte... Für alle die Jüge dieser etwas romantisch klingenden Geschichte wird eine Reihe von Weibern beigebracht, die im Einzelnen anzuführen hier zu weit führen würde.

In der Hauptfrage handelt es sich darum, nachzuweisen, daß der damals bestattete Leichnam nicht der echte Dauphin gewesen sein kann. Das Protokoll der Leichenschau erklärt, daß das Kind seit langem strophulös gewesen sein muß — der Dauphin war es im Jahre 1792 nicht im geringsten. Der Dauphin hatte einen Bruch, der seit dem Jahre 1793 behandelt werden mußte — das Protokoll weiß davon nichts. Die vier Aerzte, die es unterzeichnet haben, konstataren gesichtlich nicht die Identität des ihnen gezeigten Körpers, sie bezeichnen ihn einfach als den Leichnam eines Kindes, von dem die Kommisäre uns erklärt haben, daß er der des Sohnes des verstorbenen Louis Capet sei und den zwei von uns als den des Kindes wiedererkannt haben, das sie seit einigen Tagen behandelt. Jedes Mal, wenn ein neues Kind untergeschoben wurde, hat man andere Aerzte herangezogen. Einer der Aerzte bemerkt, daß das von ihm behandelte Kind nicht der Dauphin sei und sagt es: einige Tage später ist er plötzlich gestorben. Der Sorg, von dem man glaubte, daß er die Leiche des Dauphin enthalte, wurde später von der Polizei Napoleons leer gefunden. Andererseits fand man an der Mauer des Temple den Leichnam eines Kindes, das wahrscheinlich der kleine Veninger war. Die Herzogin von Angouleme versicherte, daß sie zu der Leiche geführt worden sei, und daß sie bemerkt habe, daß es nicht die ihres Bruders war. Dasselbe wird auch von einigen anderen Zeugen bestätigt. Was aber dann aus dem wirklichen Dauphin geworden ist, und ob nicht einer der zahllosen „falschen Ludwige“ doch der echte gewesen ist, darüber laßt sich nichts Bestimmtes sagen.

Wie die Aerzte im Mittelalter in der Zeit der Reformation honorirt wurden, erzählt, wie die „Germania“ mittheilt, Dr. Friedrich in dem neuen Deft der Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte. Die Honorare scheinen demnach sehr ungleich gewesen zu sein. Der Arzt Friedrich II. Dr. Meurer, erhielt ein Jahresgehalt von 100 Goldgulden, während der Arzt Konrad Diel vom Markgrafen das doppelte Gehalt bezog. Die Hofärzte erhielten außerdem noch Freihäuser in der Residenz. Die Privatpraxis scheint sehr wenig eingebracht zu haben. Ein Arzt, der einen Hirten behandelte, den Bauernjungen beim Kaufen, am Feuer gebraten“ und schwer verlegt hatten, erhielt für seine Mühe 2 Gulden. Einem mißhandelten Priester zu Tangenmünde wurden 13 Gulden als Schmerzensgeld zugewiesen, von denen er auch den Arzt bezahlen sollte. Er wird also wohl auch nicht viel bekommen haben. Der Aderlaßer Meister Fridrich erhielt meist 6 Schilling, einmal 1 Mark, ein andermal 11 Mark für Heilung des Propfes. Mit der Auszahlung des Lohnes haberte es aber dabei noch manchmal. Ein Brandenburger Wundarzt, Meister Hans Franzer, klagte einmal den Verzeleb beim geistlichen Gericht ein. Ein märkischer Edelmann Oppen verlangt ein andermal von einem Arzt das ihm gebene Geld zurück, da seine Krankheit nicht geheilt worden sei.

Mütterlicher Rath.

Fraulein Minna, die Tochter des Hauses, will trotz Afforderung der Gatte nicht Klavier spielen. Da sagt die Mutter: „Kind, sei nicht so trogig, und made gute Miene zum bösen Spiel.“

Das Schicksal des Dauphin Ludwig XVII.

beschäftigt noch fortgesetzt die französischen Gelehrten. Die Ansicht, daß das Kind, das unter seinem Namen im Temple gestanden ist, nicht der echte Dauphin gewesen ist, gewinnt neuerdings wieder an Verbreitung. In der letzten Nummer der Zeitschrift „La Plume“ wird mit einer großen Fülle historischer Dokumente der Nachweis versucht, daß in der That Ludwig aus dem Temple entkommen ist und an seiner Stelle ein anderes Kind untergeschoben worden ist. Der Hergang wäre danach der folgende gewesen: In der zweiten Etage des Tempelthurms wurde zu Ende des Jahres 1794 ein Kind gefangen gehalten, das den Namen Charles Louis Capet führte und der ehemalige Dauphin sein sollte. Seit dem November dieses Jahres aber wurde der wirkliche Dauphin in einer Dachkammer in der vierten Etage desselben Gefängnisses verborgen gehalten.